

„Ich kann Versöhnung leben“



Alexandra Schechtmann ist Diplom-Sozialwissenschaftlerin und engagiert sich beim Evangeliumsdienst für Israel in der Jugendarbeit.



Anatoli Uschomirski ist theologischer Referent im Evangeliumsdienst für Israel und leitete lange eine jüdisch-messianische Gemeinde.

Vor 30 Jahren sind der jüdische Theologe Anatoli Uschomirski und seine Tochter Alexandra Schechtmann aus der Ukraine nach Deutschland ausgewandert. Wie erleben sie heute den Krieg, was denken sie über Russen und Ukrainer? Und welche Hoffnung haben sie auf einen echten Frieden?





März 2022:
Die ukrainischen
Verwandten sind
sicher in Deutschland
angekommen.

Was hat die Nachricht vom Krieg Russlands gegen die Ukraine bei Ihnen ausgelöst?

Alexandra Schechtmann: Ich lag am 24. Februar 2022 mit einer Magen-Darm-Grippe auf meiner Couch. Auf Instagram sah ich als erstes Kriegsbilder. Und dann habe ich die Plätze auf den Fotos erkannt: Irgendwo in Kiew war eine Bombe gefallen! Mein erster Gedanke war natürlich: Wie geht es unseren Verwandten dort?

Anatoli Uschomirski: Es waren schockierende Bilder. Das hatte ich überhaupt nicht erwartet. Vor allem nicht zwischen der Ukraine und Russland! In meinen Augen sind das immer noch Brüdervölker.

Wie blicken Sie auf die Zeit seitdem zurück?

Uschomirski: Ambivalent. Einerseits ist da die Angst: Was passiert? Andererseits erleben wir eine gewaltige Anteilnahme und Hilfe von unseren Freunden. Viktor Frankl, der durch die Hölle des Konzentrationslagers gegangen ist, hat gesagt: „Wenn man bei einem Menschen alles Existenzielle wegnimmt, dann werden einige zu Schweinen und andere werden zu Helden.“

Schechtmann: Das vergangene Jahr war für mich vergleichbar mit einem Raketenstart – ungeplant, aber erfolgreich. Ich habe gesehen, wie stark wir als Familie und als Gesellschaft sind und wie stark Europa ist.

Uschomirski: Wir haben 2022 angefangen, Rundbriefe an unsere Freunde zu schreiben. Alexandra hat sie korrigiert. Das war eine wunderbare Zusammenarbeit und viele Menschen haben davon profitiert. Dass aus diesem Projekt ein Buch entstand, ist für mich großartig.

Sie haben Verwandte bei sich aufgenommen. Was haben Sie dabei erlebt?

Schechtmann: Plötzlich kam die Ukraine selbst zu uns. Meine Cousine Olga hat mit ihren beiden Kindern bei uns in der Dreizimmerwohnung gelebt. Die ers-

ten zwei Wochen waren ein bisschen wie Urlaub – mit Arbeit im Home-office, wegen Corona. Es ging natürlich drunter und drüber. Zunächst haben wir nur Nachrichten geschaut, wann sie wieder zurück können, und nicht mal ihre Sachen richtig ausgepackt. Dann suchten wir eine längerfristige Lösung. Die Behörden waren komplett überfordert – obwohl ich immer dabei war und deutsch spreche. Ich habe mich immer als einen auf Sicherheit und auf Planbarkeit bedachten Menschen gesehen. Aber ich konnte das bewältigen – mit Hilfe von Freunden und Bekannten. Meine Cousine durfte am 5. Mai eine gerade erst gebaute Wohnung beziehen, 800 Meter Luftlinie von uns entfernt.

Uschomirski: Sie wurde durch Leute vermittelt, die ich erst vor Kurzem durch meinen Rundbrief kennengelernt habe. Das war das wunderbare Timing Gottes!

Schechtmann: Olga weiß zwar nicht, ob sie in Deutschland bleibt, aber sie will sich integrieren und das Maximum aus der Zeit hier rausholen. Sie macht einen Sprachkurs und löchert mich mit Fragen zur deutschen Grammatik. Ihre Kinder gehen in eine deutsche Klasse, am Nachmittag sind die beiden im Schwimm- und Turnverein.

Uschomirski: Bei meinem Bruder war es ganz anders. Er ist behindert und steckt seit Jahren in einer tiefen Depression. Ich habe gebetet, dass Gott mir eine Möglichkeit schenkt, ihn und seine Frau rauszuholen. Und da kommt plötzlich eine Lösung von einer ganz unerwarteten Seite, über einen christlichen Freund. Und so hat Gott durch Verbindungen, die ich bis heute nicht nachvollziehen kann, es möglich gemacht, dass die beiden nach Deutschland gekommen sind. Aber sie sind entwurzelt, wie die meisten, die jetzt gekommen sind. Bei uns war das vor 30 Jahren anders. Wir wollten uns hier eine neue Zukunft aufbauen.

Olgas Mann Sergej ist noch in der Ukraine. Wie geht es ihm?

Schechtmann: Er lebt in Kiew, in ihrer Wohnung. Die ganze Familie war Richtung Westen gefahren, aber an der Grenze hieß es: Der Mann bleibt da! Sie hatten nicht mal richtig Zeit, sich zu verabschieden. Als die Bombardierungen in Kiew so stark waren, haben wir jeden Morgen auf seine Nachricht gewartet. Aber er erzählt längst nicht alles, weil Olga sich Sorgen macht. In Kiew haben die Läden geöffnet, aber er hat kaum noch Arbeit. Und es gibt auch einen hohen psychischen Druck. →

Wie schätzen Sie den weiteren Verlauf des Krieges ein?

Schechtmann: Ich mache bewusst keine politische Prognosen, weil mich das zu sehr aufgewühlt. Und ich bin froh, nicht selbst in der Verantwortung zu stehen. Ich weiß nur, dass Russland auch dank erfolgreicher Propaganda entschieden hat, bis zum Schluss weiterzumachen, egal wie dieser Schluss aussehen wird.

Uschomirski: Irgendwann ist auch mein Optimismus zu Ende. Ich beobachte, dass die Rüstungsindustrie blüht wie nie zuvor. Ein ganz schlechtes Zeichen! Alle hoffen, dass dieser Krieg bald zu Ende geht. Aber wenn Sie auf die globalen Konflikte der letzten Jahren schauen, Afghanistan, Syrien, dann habe ich wenig Hoffnung. Es gibt sehr viele Mächte, die an diesem Krieg interessiert sind. Das macht mich traurig.

Sie leben seit Jahrzehnten in Deutschland. Wie stark sind Sie noch – oder wieder – mit der Ukraine verbunden?

Schechtmann: Ich hatte fast 30 Jahre keinen Bezug mehr zu diesem Land, weil ich seit unserer Einwanderung immer Richtung Integration geschaut habe. Die Muttersprache meiner Kinder ist Deutsch, ihre Zukunft sehe ich nicht in der Ukraine. Aber in den ersten Kriegstagen wurde ein Turnzentrum durch eine Bombe zerstört. Dort habe ich drei Jahre täglich geturnt. Als ich diese Bilder sah, hat das etwas in mir bewegt. Ich hatte eine schöne Kindheit in Kiew, sie war immer in mir drin der sichere Ort, an den ich zurückkehren konnte. Und nun drohte diese innere Welt unterzugehen wie dieses Turnzentrum. In dem Augenblick habe ich entschieden, proukrainisch zu sein. Das hat bei russischen Bekannten zu Konflikten geführt. Aber die Ukraine ist zu meinem Erstaunen auch Teil meiner Identität.

Uschomirski: Bei mir ist es anders. Ich bin aus drei Gründen mit meiner Familie nach Deutschland ausgewandert: wegen der kaputten Wirtschaft, des wachsenden Antisemitismus und der Folgen der Tschernobyl-Katastrophe. Wir wollten uns in Deutschland integrieren und das ist uns gelungen. Vor zwei, drei Jahren habe ich die Ukraine besucht und war positiv überrascht von der guten Entwicklung. Ich liebe meine Heimatstadt. Die meisten Menschen, mit denen ich aufgewachsen bin, sind aber ausgewandert. Was mich sehr stört, ist der übertriebene Nationalismus. In Kiew soll ein Denkmal für Stepan Bandera gebaut werden, einen Mann, an dessen Händen jüdisches Blut klebt. In den 1930er- und früheren 40er-Jahren wollten radikalisierte ukrainische Nationalisten einen

ethnisch homogenen Staat, alle Juden, Polen und Russen sollten vertrieben werden.

Wie hat sich Ihr Kontakt zu russischen Bekannten verändert?

Uschomirski: Ich unterscheide nicht zwischen meinen ukrainischen und russischen Freunden. Wir haben eine Möglichkeit gefunden, über die tieferen Dinge zu reden, ohne zu streiten. Aber mir macht die antirussische Stimmung in Deutschland Sorge. Ein Freund von mir, ein Jude aus Moskau, ist mit mir zusammen vor 30 Jahren nach Deutschland eingewandert. Er macht hier einen sehr guten Job, ist Leiter einer großen IT-Abteilung. Er hat mir gesagt: Ich habe Angst, mit meinen deutschen Kollegen über meine Herkunft zu reden. Was hat er mit Putin zu tun? Nicht alle Russen identifizieren sich mit dem Krieg.

Schechtmann: Wir haben enge Freunde aus Russland. Sie haben das Land verlassen, bevor der Einzugsbefehl kam. Aber ihre Eltern konnten nicht raus, weil sie zu alt waren und kein Englisch sprechen. Sie leiden darunter, ihre Kinder nicht mehr zu sehen. Sobald ein Mensch den Krieg verurteilt, ist es mir egal, ob er Russe ist oder nicht. Aber leider gibt es in Deutschland viele, die für die russische Politik sind. Oft sind sie in Russland geboren, aber deutscher Herkunft. Sie brauchen diese Identität wohl.

Sie beide sind messianische Juden, also Juden, die an Jesus glauben. Haben die Erlebnisse dieses Jahres ihren Glauben verändert?

Schechtmann: Ich habe die Macht der Gemeinschaft erfahren. So viele Menschen haben sich dafür interessiert, wie es uns geht. Und was wir als Reaktion auf unsere Freundesbriefe erfahren haben, waren Wunder. Zum Beispiel in der Zeit, in der meine Cousine und ihre Kinder bei uns lebten: Während unserer Corona Erkrankungen bot uns ein verreister Nachbar an, seine Wohnung zu nutzen. Wir wurden getragen, emotional und finanziell. Und jetzt habe ich endlich, was mir in meiner Kindheit gefehlt hat: eine große Familie, eine Cousine, mit der ich mich streiten und versöhnen kann. Das ist ein riesiges Geschenk.

Uschomirski: Ja, wir haben Wunder über Wunder in der eigenen Familie erlebt. Aber auch Unterstützung von vielen Freunden. Weil ich immer wieder danach gefragt wurde, ließ ich meine Biografie „Hilfe, Jesus, ich bin Jude“ ins Russische übersetzen. In diesem Buch schildere ich meinen Weg in die Integration und meinen Weg

zu Jesus. Es wurde unter den ukrainischen Flüchtlingen hier in Deutschland verteilt. In Israel ich durfte ich es 120 Juden schenken, die den Holocaust überlebt hatten. Das war sehr bewegend. Und Gott tut so viel im Verborgenen! So hat eine kleine Baptistengemeinde in Basel hat durch 20 ukrainische Familien eine Wiedergeburt erlebt. Das müssen wir ans Licht bringen, damit wir nicht nur negativ denken.

Macht Ihnen das auch Mut in Bezug auf Ihre Sehnsucht nach Frieden? Gibt es Frieden ohne Gerechtigkeit?

Schechtmann: Den Titel haben wir gewählt, um nach vorne zu sehen, nicht auf das, was geschehen ist. Wir wünschen uns alle Frieden und wissen aus der Geschichte, dass Frieden möglich ist. Ich glaube, dass auch Versöhnung möglich ist. Aber wie schnell und ob überhaupt die Menschen vergeben können, deren Väter, Männer und Söhne in diesem Krieg gefallen sind, kann ich nicht sagen. Für eine Versöhnung muss Russland natürlich seine Schuld anerkennen, so wie Deutschland das nach dem Zweiten Weltkrieg getan hat. Dann wäre ein Weg zum Frieden möglich, und dafür beten wir.

Und Gerechtigkeit? Das ist ein starkes Wort. Wo beginnt und wo endet sie? Natürlich müssen Putin und seine Gefolgschaft vor ein Kriegsverbrechertribunal. Das wird den Schmerz und den Verlust der Menschen aber nicht aufwiegen. Es ist wichtig, dass man sich trotz der Schrecken nach vorne orientiert und das Leben feiert. Ich denke, das ist nur möglich, wenn man selbst Versöhnung erfährt, in der persönlichen Beziehung mit Gott. Dann ist man imstande, die Zukunft zu sehen, statt in die Vergangenheit zu blicken.

Uschomirski: Gerechtigkeit ist im Judentum eine Frage der Beziehung. Einerseits der Beziehung zu Gott: Gott steht treu zu seinem Bund mit den Menschen. Die andere Dimension ist Gerechtigkeit in Bezug auf die Menschen: Da knüpfe ich an die Begriffe Versöhnung und Vergebung an. Oft kommen besonders ältere Deutsche nach Vorträgen auf mich zu und bitten mich um Vergebung für das, was Deutsche meinem Volk angetan haben. Im Judentum gibt es aber ein Konzept, das nur die vergeben können, denen das Leid angetan wurde. Diese Generation ist nicht mehr da. Aber ich kann Versöhnung leben.

Als junger Mensch habe ich Deutsche gehasst. Während der letzten 30 Jahren haben sich meine Gefühle und meine Einstellung verändert. Ich hoffe und ich bitte dafür, dass das zwischen dem ukrainischen und russischen

Volk passiert. Selbstverständlich gibt es keine Versöhnung ohne Gerechtigkeit. Aber ich habe oft erlebt, dass durch tiefe Buße Wunder geschehen. Und das erwarte ich von beiden Seiten. Ben Gurion, der erste Premierminister von Israel, sagte: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.“

Die meisten Westeuropäer verstehen Frieden als Abwesenheit von Krieg. Der hebräische Begriff „Shalom“ ist viel umfassender und hat so viele Dimensionen: Frieden, Zufriedenheit, Gesundheit, Integrität ... Das kann gelebt werden, wenn die Menschen Jesus nachfolgen. Sie müssen auf diese geistlichen Werte aufmerksam gemacht werden. 

Vielen Dank für das Gespräch!

Die Fragen stellte Agnes Wedell.

Buchtipps

Alexandra Schechtmann,
Anatoli Uschomirski:
„Unsere Sehnsucht nach Frieden.
Glaube und Einheit inmitten des
Ukraine-Kriegs“ (SCM Hänssler)

Anatoli Uschomirski:
„Hilfe, Jesus, ich bin Jude.
Ein Leben zwischen den Welten“
(SCM Hänssler)



EDI

Der *Evangeliumsdienst für Israel* (www.edi-online.de) will eine positive Haltung zum jüdischen Volk fördern; Christen bewusst machen, dass ihr Glaube im biblischen Judentum verwurzelt ist; Juden, die an Jesus glauben, unterstützen; Juden in Liebe und mit Respekt Jesus als Messias bezeugen; die Begegnung von messianischen Juden und arabischen Christen in Israel fördern.